

de, sobald die indische Gaukelei bei Künstlern, die auf solche Dinge denken müssen, bekannter geworden seyn wird.“*) Anders meinten, was Moote Samou und Consorten machten, sey von Jugend eingeübt und ihnen gleichsam angeerbt, denn die indischen Gaukler bildeten in ihrem Vaterlande eine besondere Kaste. Ihre Fertigkeit pflanze sich vom Vater zum Sohne fort. Die Erfahrung hat, wenn nicht die Sache, doch die daraus gezogene Folgerung widerlegt. Wir haben bereits den dritten Pseudoindianer, Herrn Kappo hier, der aber auch der bewundernswürdigste ist. Was wir von ihm am vorigen Sonntage aus dem Kreise der Fertigkeiten sahen, durch welche Indiens Jongleurs berühmt sind, gab er theils so gut, als sie, theils wohl gar noch besser, theils gab er noch vieles, was sie ihm, dem die Natur eine ungemeyne Körperstärke gegeben oder die stete Übung verschafft hat, nimmer nachthun werden. Eines der schwierigsten und schönsten indianischen Stücke, und für das Auge zugleich eines der angenehmsten, ist das Aufbauen eines chinesischen Tempels und das Bogelschießen. Beide gab Hr. N. mit einer Vollendung, die Moote Samou und Titi Tati nicht erreicht hat, denn als sein Tempel fertig war, balancirte er noch in einer Hand eine schwere Kanonenkugel, auf welcher ein Glas Wein stand. Das Bogelschießen aber ging so nett von statten, wie man es nur wünschen konnte. Eben so gab es in der 2ten Abtheilung: Herculische Tändeleien, Spiele mit einer 15, 20 und 40 pfündigen Kanonenkugel, welche die Hindu's ebenfalls schwerlich nachmachen dürften, weil ihn hier die ausgezeichnete Körperkraft begünstigt. Es ist unglaublich, wie weit es der Künstler in solchen Tändeleien gebracht hat. Was er auf seinem Zettel verheissen hatte, gab er, ohne

*) M. f. Vesperus v. 15. Octbr. 1823.

ein Jota abzuziehn; im Gegentheil zeigte er noch viele nicht gemeldete Beweise seiner Stärke. Besonders mußte man die letztere in den von ihm selbst so genannten Herculischen Kraftproben bewundern. Mit seiner furchtbaren Keule geht er, Kraft und materische Stellung vereinernd, gleich wie mit einem Spazierstöcke um, und balancirt sie auf die unglaublichste Art. — Was das Werfen von Messern und Weisen, von Becken und messingnen Kugeln, so wie das Schlagen des Marsches mit dem Stäbchen betrifft; Dinge, worin sich die von uns gesehenen Indier so sehr auszeichneten, so wird ihnen Hr. N. auch darin nichts nachgeben. Besonders gefiel das Werfen der Becken außerordentlich.

In Rom ist gute Justiz.

Täglich zählt man einen Mord, und selten wird der Mörder ergriffen. Kein Mensch hält ihn an, wenn kein Schirre in der Nähe ist, sondern sucht eher dem, „Povero Christiano,“ wie man den Mörder nennt, zur Flucht behülfflich zu seyn. Als die Franzosen dort waren, fiel in 18 Monaten nicht ein Mord vor, aber die gute Zeit ist längst wieder hin. — Prozesse lassen sich in Rom leicht führen. Es giebt 72 Recurse oder Arten, das erste Urtheil zu vernichten. Ist endlich zum 72sten Male gesprochen worden, daß das erste Urtheil richtig sey, so giebt es wieder 72 Mittel, die Vollstreckung desselben zu hintertreiben. Eins von den 72 Mitteln besteht darin, daß sich der Schuldner von seinem Bischof anbefehlen läßt, eine religiöse Vorbereitung zur Communion zu machen. Dadurch wird alle Arrestation und Gefangenschaft einige Zeitlang suspendirt. Wer die schöne, gute Justiz in Rom noch genauer kennen lernen will, darf nur L. Simonds Reiser durch Frankreich und Italien, Paris 1828, zur Hand nehmen.